

Kapitel 4

Es gibt immer einen Tag danach

Ich habe schlecht geschlafen und bin froh, als der Wecker endlich klingelt. Ich habe wild geträumt von Chris und dem Tod und von Jenny und Darius und von dem knorrigen Baum, der sich in die Polizistin verwandelt hat, die mir an die Wäsche gegangen ist und, weil ich nicht wollte, mich in den Knast gesteckt hat.



Wie jeden Morgen hat meine Oma ein Mini-Frühstück für mich hingestellt. Kaffee und O-Saft und ein Mini-Croissant. Ich liebe diese Dinge, die frisch aus dem Ofen kommen und noch dampfen. Die mit veganer Nuss-Nougat-Creme bestrichen, sind der morgendliche Hit für mich. Meine Oma macht die Croissants selbst und sie kommen auf meiner Mampf-Hitliste

direkt nach den Pflaumenklößen.

Sie schläft um diese Zeit längst nicht mehr. „Das ist die senile Bettflucht, meine Kleine“, sagt sie, „Früher war ich ein Morgenmuffel vor dem Herrn und heute kann ich es kaum erwarten, endlich aufzustehen, weil mir alle Knochen wehtun.“ Diese Sätze sind das Höchstmaß an Gejammer, dass sie von sich gibt. Sie hasst es, wenn Menschen in ihrem Alter nur von Krankheiten und anderen Wehwechen erzählen. „Die sind alle so alt, was soll ich mit denen“, sagt sie immer nach ihrem wöchentlichen Café-Treffen mit ihren zwei Freundinnen aus der Schulzeit, die kaum ein anderes Gesprächsthema haben als Krankheiten und ihre Familie.

„Wieso tust du dir diese dauergewellten Weibsbilder dann an?“, frage ich sie jedes Mal und ich bekomme jedes Mal dieselbe Antwort: „Sie haben mir in der Zeit, als deine Mutter starb, sehr geholfen, mit ihrem Smalltalk, auf den ich mich Woche für Woche verlassen konnte wie auf den Tag nach jeder noch so dunklen Nacht.“ Sie sind so ganz anders als meine Oma, tragen braunbeige Alte-Frauen-Klamotten und sprechen auch, als wären sie nochmal zehn Jahre älter.

„Ja, sie sind anders, aber ich kann bei ihnen anders sein und das zählt. Komm du mal in mein Alter!“

„Ja, ja ...“, antworte ich jedes Mal und nehme mir vor, niemals so zu werden wie die beiden, die auch noch Hertha und Klara heißen, sondern so cool und hipp und aktiv zu werden wie meine Oma.

Ich lasse mir heute viel Zeit für mein Frühstück. Ich weiß, sobald ich hier aus dem Haus gehe, würde die Realität vor der Haustür lauern und mich spätestens im Hotel eingeholt haben.

„Alles o.k.?“, fragt meine Oma und schaut mich nachdenklich an.

„Ja, klar!“, sage ich mit meinem „Ich-weiß-du-durchschaust-mich-aber-ich-tue-so-als-ob“-Blick und packe meinen Kram zusammen.

„Bist du heute zuhause, wenn Chris mit der Lieferung kommt?“, fragt sie schmunzelnd.

Ich sehe weg, weil mir die Röte schon wieder ins Gesicht schießt. Ohne Vorwarnung, zack ist sie da, und zeigt der ganzen Welt, in diesem Fall ist es zum Glück nur meine Oma, dass mir Chris echt gefällt. Scheiße, scheiße, scheiße!

„Das denkt man nicht“, sagt meine Oma.

„Tu nicht so, als wüsstest du, was ich denke!“

„Tue ich auch nicht, aber dein Gesicht, wenn du Scheiße sagst oder denkst, ist sehr ähnlich. Also, hau ab, sonst kommst du noch zu spät!“

Ich nehme meine Lederjacke vom Haken und mache, dass ich hier raus und rauf ins Hotel komme. Das nasskalte Wetter tut mir gut auf dem Fahrrad. Mein Kopf wird klarer und ich kann wieder gut durchatmen. Als das Hotel am Ende des schmalen Waldweges hinter der nächsten Kurve auftaucht, muss ich schlucken. Der gestrige Tag ist sofort wieder da. Bilderfetzen stürzen auf mein Gedächtnis ein und liefern mir Bilder im Sekundentakt. Ich halte an und schließe die Augen.

Da sehe ich ihn, den Tod, wie er aus der Drehtür kommt und direkt auf mich zugeht. Wie kann ich das nur mit geschlossenen Augen sehen? Ich reiße beide Augen auf und sehe nur das Hotel. Ich schließe sie und wieder dasselbe Bild: Der Tod, der auf mich zukommt. Mir wird sofort schlecht und ich kotze meine ganze Angst und Abscheu da auf den Straßenrand, dem Baum von gestern quasi auf die Wurzeln. Na, Volltreffer, schließlich hat der meine Lieblingsjacke ruiniert. Ich wische mir den Mund mit einem Papiertaschentuch ab und schiebe mein Fahrrad vor den Eingang. Es hier hinzustellen, hat seinen Reiz verloren. Darius ist nicht mehr da, um sich darüber zu beschweren.

Die Drehtür ist offen und ich bin sicher, dass ich sie gestern verschlossen habe. Na ja, das Hotel gehört dem Tod und der kann kommen und gehen, wann er will.

„Du sagst es!“, sagt er plötzlich neben mir. Natürlich erschrecke ich mich, der Blödarsch.

„Soll ich dir nochmal vor die Füße kotzen oder kannst du nicht einfach normal auftauchen, weniger Dramaqueen, mehr Würde?“, frage ich und wüрге. Ja, das hilft, er zuckt einen Millimeter von mir weg.

„Es gibt Arbeit“, sagt er trocken und lässt mich ins fast menschenleere Foyer vorgehen.



Schlanke Figur. Jeans. Regenjacke. Und direkt daneben ein kleiner Rollkoffer. Rot, mit vielen Aufklebern. Ich erkenne die Schriftzüge: Barcelona, Lissabon, Paris und Berlin. Das Rot ist mir ein bisschen zu grell. erinnert mich an Blut. Ich schüttel mich. Es tut mir in den Augen weh. Puh, Augenkrebs. Ich hasse Rot. Wer hat diese Farbe nur erfunden? Sie ist so überflüssig wie Fußball.

Ich brauche einen Moment, um wirklich zu erkennen, wer da vor dem Empfangstresen steht. Mit einem freundlichen „Guten Morgen, was kann ich für Sie tun?“, begrüße ich die Person, die sich langsam zu mir umdreht.

Ich bleibe vor Überraschung und Schrecken stehen.

„Du?“, frage ich, „Was machst du hier verflucht nochmal?“

„Ich checke ein. Also, ich würde gerne einchecken, wenn du das übernehmen könntest“, sagt sie trocken. Jenny, es ist wirklich Jenny. Das glaube ich nicht. Was will sie hier? Hier checkt niemand so einfach ein.

„Wieso kommst du nicht zu mir und Oma?“, frage ich. Ich habe mich immer noch kein Stück bewegt.

„Das willst du nicht wissen. Also, lass es bitte gut sein und gib mir ein Zimmer, eine Woche müsste reichen!“ Sie ist blass und tiefe Augenringe hat sie auch.

Erst jetzt gehe ich hinter den Tresen, mache das kleine Licht an, fahre den Rechner hoch und beginne das Anmeldeformular auszufüllen.

„Hast du reserviert?“, frage ich, obwohl ich die Antwort längst kenne.

„Ja, nachdem mich deine Oma angerufen hat.“ Natürlich, Oma! wer sonst? Verflucht nochmal, hier kann ich fluchen, solange ich will, nichts hilft, aus dieser elenden Geschichte eine halbwegs ordentliche Geschichte zu machen, weil einfach niemand mitspielt. Gut, wenn sie das alle so haben wollen, dann sollen sie es bekommen.

„Du kennst das ganze ja. Bitte hier unterschreiben. Wirst du die Tage hier im Hotel essen? Dann sage ich in der Küche Bescheid.“ Ich sage in der Küche Bescheid. Ich äffe mich in Gedanken nach. Ich bin die Küche. Na, das wird ja ein tolles Essen geben, aber Pizza bestellen, das bekomme ich hin.

„Ich denke, ich werde auswärts essen!“, sagt Jenny, unterschreibt das Formular und schaut mich abwartend an.

„Fehlt noch was?“, frage ich.

„Mein Zimmerschlüssel!“ Sie verzieht das Gesicht ein wenig und ich denke, es sei der Ansatz zu einem Lächeln gewesen, da verhärtet sich ihr Gesicht schon wieder und wird undurchdringlich.

Undurchdringlich, ja, das ist genau das Wort, was mir zu ihr einfällt. Sie will niemanden zu sich durchdringen lassen. Bitte schön, das kann sie haben.

„Zimmer 13!“, sage ich. „Erster Stock und dann das dritte Zimmer auf der linken Seite.“

„Danke dir und ...“ Sie überlegt kurz. „Grüß bitte Emmi von mir!“

Ich weiß nicht, ob ich das tun werde, weil ich nicht einmal weiß, ob ich mit meiner Oma Emmi sprechen will, die mich ohne Vorwarnung ins Messer hat laufen lassen. Sie hätte ja zumindest was sagen können. Nein, das hat sie nicht gemacht, weil sie genau gewusst, wie ich reagieren würde und dass ich dann nicht hierhergekommen wäre. Was für ein Scheißjob, den ich mir da aufgehalst hat!

„An der Freundlichkeit und Zuvorkommenheit müssen wir aber noch ordentlich arbeiten. Alles andere ist meine Aufgabe und da hat KEIN MENSCH ein Wort mitzureden“, sagt der Tod plötzlich neben ihr.

Arschloch, Arschloch, Arschloch!

„Das habe ich gehört, schon beim ersten Mal. Und Fluchen wird deine Situation nicht verändern. Werd' endlich erwachsen! Mach das Beste daraus und sorg dafür, dass die letzten Stunden unserer Gäste nicht die schlimmsten in ihrem Leben werden, nur weil du nicht in der Lage bist, deine Gefühle zu kontrollieren und professionell genug zu arbeiten. Du wirst kein endgültiges Ende mehr verhindern können. Nur das letzte Stück davor, das und nur das, delegiere ich an dich, nicht mehr und nicht weniger. Und, wenn du dieser Aufgabe nicht gewachsen sein solltest, ich habe eine Probezeit mir dir vereinbart, dann war es das für dich!“



Seine Stimme, die mit jedem Wort lauter und bedrohlicher klingt, hallt von den Wänden des Foyers um ein Vielfaches zurück. Ich halte mir die Ohren zu, weil ich es nicht aushalten kann. Scheiße, tut das weh! Dagegen sind die Ohrenschmerzen bei meiner Mittelohrentzündung mit zwölf, die ich bis heute für die schlimmsten Schmerzen meines Lebens gehalten habe, ein Witz gewesen!

Ein Schatten fällt auf den Tresen. Ich zucke zusammen.

Erst da merke ich, dass ich mir immer noch die Ohren zuhalte. Mist, die jämmerliche Figur, die ich hier am zweiten Tag in meinem Job abgebe, ist nicht mehr zu toppen.

„Was möchten Sie?“, frage ich, nachdem ich mich aufgerichtet und die Person vor dem Tresen genauer angeschaut habe. Chris! Natürlich, wer sonst auf der ganzen weiten Welt sollte mich mit zugehaltenen Ohren in Embryo-Haltung hinter dem Empfangstresen eines Hotels sehen?

„Äh, entschuldige, ich ...“ Weiter komme ich nicht.

„Alles o.k. bei dir?“, fragt sie sichtlich besorgt.

„Ja, ich habe manchmal diese Ohrenscherzen, schon als Kind, ziemlich übel.“ Ich ordne sinnlos einen Papierstapel von links nach rechts und wieder zurück.

„Wenn ich dich nicht von deiner ...“ Sie lacht laut. „... wichtigen Arbeit abhalte, kannst du mir vielleicht zeigen, wo die Lebensmittel sind, die ich hier abholen soll.“ Sie reicht mir einen gefalteten Brief, auf dem ich das Logo des Hotels wiedererkenne und auf dem ein Herr Anders – der Tod hat verdammt viele Namen – um den Abtransport der haltbaren Lebensmittel bittet, die aufgrund eines Todesfalls nicht mehr gebraucht werden.

Was bezweckt er damit? Ich will nicht, dass Chris hierherkommt. Hier ist es zu gefährlich.

„Also?“ Chris unterbricht meine Gedanken.

Ich reiße mich zusammen, komme möglichst lässig um den Tresen herum und sage: „Komm, ich zeig dir, wo alles ist.“ Wo ist nochmal die Küche? Ich bin die Meisterin der Improvisation; ich werde sie finden, diese verfluchte Küche. Und ein kleiner Umweg mit Chris ist ja nicht das Schlimmste, oder?